

Azzam sich als überzeugter ideologischer Vordenker des Dschihadismus sah, geriet er mit den radikalen islamistischen afghanischen Gruppierungen in Peshāwar in Konflikt. Sie fühlten sich von ihm bevormundet; deswegen wurde er am 24. November 1989 bei einem Bombenattentat in Peshāwar möglicherweise von der *Hesbe Islami* Gulbuddin Hekmatyars getötet (42).

Ohne den US-Krieg gegen Irak im Jahre 2003 und die Auflösung seiner gesamten staatlichen Strukturen hätte es den IS nicht gegeben. Die neue von den USA eingesetzte Regierung, bestehend aus Ameriko- und Euro-Exil-Irakern (99), war nicht in der Lage, die Einheit und Stabilität Iraks zu gewährleisten. Dies, so merkt El Difraoui kritisch an, sei der größte strategische Fehler der USA im Irak gewesen.

Die brutale Kriegführung und die Zerstörung irakischer Städte, wie z.B. Mossuls, wo 100.000 Häuser zerstört und zwischen 9.000 bis 11.000 Zivilisten getötet wurden (121) – der Autor vergleicht dies mit der Schlacht um Stalingrad im Zweiten Weltkrieg –, begünstigten die Entstehung eines breiten nationalen Widerstandes gegen die US-Besatzung.

El Difraoui stellt zahlreiche auf fast allen Kontinenten operierende Dschihadisten vor. Er sieht die Lösung des internationalen islamischen Terrorismus nicht in ihrer Bekämpfung, sondern eher in einem Dialog mit ihnen und in ihrer Integration. Allerdings ist er meines Erachtens ab und zu etwas leichtgläubig. Beispielsweise lässt er sich von dem ägyptischen Journalisten Yosri Fouda, der für den katarischen TV-Sender *Al Jazeera* arbeitete, ein echtes Märchen erzählen, das er als Tatsache auffasst. Danach habe ein Al-Qaida-Mitglied dem Al-Jazeera-Mitarbeiter in der pakistanischen Stadt Karatschi die Pläne für das Attentat des 11. Septembers 2001 auf das World Trade Center detailliert vorgelegt (76-79). Es fällt mir schwer, Al-Qaida solch eine Dummheit zuzutrauen.

Leider ist El Difraoui sehr detailverliebt. In den letzten Kapiteln seines Buches berichtet er über relativ aktuelle Ereignisse der letzten Jahre, die aufmerksamen Zeitungsleser*innen bekannt sein dürften. Deshalb wirkt sein Buch, mit dessen Leser*innen er ausführlich „diskutieren“ (134) möchte, auf Dauer etwas ermüdend (137-190). Seine weit gespannten Informationen über den internationalen islamischen Dschihadismus und Terrorismus haben jedoch für interessierte Kreise einen beachtlichen Nutzen.

Matin Baraki

<https://doi.org/10.3224/peripherie.v43i2.14>

Daniel Bendix, Franziska Müller & Aram Ziai (Hg.): *Beyond the Master's Tools? Decolonizing Knowledge Orders, Research Methods and Teaching*. London u.a.: Rowman & Littlefield 2020, 275 Seiten

Dekolonisierung ist in den letzten Jahren ein wichtiges Schlagwort sozialwissenschaftlicher sowie aktivistischer Debatten geworden. Dies zeigt sich in anti-rassistischen Protesten wie der in den USA entstandenen *Black-Lives-Matter*-Bewegung seit 2014, der südafrikanischen Studierendenbewegung *Fees Must Fall* 2015, welche zugleich die Dekolonisierung der Campus sowie der akademischen Curricula

forderte, bis hin zum Zusammenschluss diverser migrantischer Einzelpersonen und Netzwerke nach den Terroranschlägen in Hanau 2020, welche ebenfalls nicht selten eine notwendige Dekolonisierung von politischen Räumen sowie von Bildungsinstitutionen im deutschsprachigen Europa fordern. Der vorliegende Sammelband versucht an diesen Forderungen anzuknüpfen und laut den Herausgeber:innen dabei „die Dekonstruktion bestehender Methodologien und Methoden, die die Kolonialität des Wissens (re)produzieren, und eine Rekonstruktion und/oder Neuerfindung der Forschungspraxis“ (3) in den Sozialwissenschaften voranzubringen. Schließlich gehe es darum, „die Grundlagen der akademischen Welt systematisch zu verändern, einschließlich der Lehrpläne, der Beschäftigungsregelungen, der Lehrstandards und der methodischen Aspekte.“ (1) Die Annahme ist dabei, dass es „einen grundlegenden Bruch mit den immer noch vorherrschenden kolonialen Grundlagen der wissenschaftlichen Forschung und Forschungspraxis“ geben müsse (ebd.).

Nach *Gurminder K. Bhambras* Beitrag „Undoing the Epistemic Disavowal of the Haitian Revolution: A Contribution to Global Social Thought“ (19-36) geht es bei Dekolonisierungsvorhaben um eine kritische Hinterfragung der historischen Konstruiertheit der Welt und des Kanons insgesamt, welcher aktuell an Universitäten aufrechterhalten werde (20). Um dies exemplarisch darzustellen, führt Bhambra die Haitianische Revolution von 1791-1804 an: „Die Revolution in Saint-Domingue, aus der der neue Staat Haiti hervorging [...], fand etwa zur gleichen Zeit statt wie die amerikanische und die Französische Revolution [...]. Dennoch wird ihr nur selten ein ähnlicher Status zuerkannt, d.h. der eines grundlegenden Ereignisses der Weltgeschichte, aus dem die moderne Welt hervorging.“ (25) Denn „indem die haitianische Verfassung die Freiheit von Versklavung und Rassendiskriminierung zur Grundlage des politischen Verständnisses machte und die Staatsbürgerschaft von der Rasse abkoppelte, radikalisierte und universalisierte sie die Idee der Gleichheit.“ (28) Genau wegen dieser Radikalität sollte diese Revolution und ihre politischen Erben der Vergessenheit der modernen Geschichtsschreibung zum Opfer fallen. Bhambra lässt sich jedoch dazu verleiten, grobe Verallgemeinerungen vorzunehmen, indem sie beispielsweise behauptet: „Seit den Arbeiten von Marx und Weber wird die moderne Welt als Folge der Verbreitung von Ideen und Praktiken dargestellt, deren Ursprünge in Europa und dem Westen zu suchen sind.“ (24) Fußnoten, die diese Aussage beweisen könnten fehlen.

Rosalva Aida Hernández Castillo gibt im Beitrag „Decolonizing Feminism: Reflections from the Latin American Context“ (37-61) Einblicke in drei ihrer Forschungserfahrungen in Mexiko. Unter anderem beleuchtet sie die Kosmovision und die „indigene Spiritualität“ der Frauen des *Kontinentalen Netzwerks indigener Frauen*. Ohne den Begriff der „Indigenen“ kritisch einzubetten, erklärt sie, „wie organisierte Frauen in Mexiko und Guatemala die indigene Spiritualität nutzen, um sich dem Drang der Globalisierung zur Homogenität und der de-kulturellen Politik des Staates zu widersetzen. Gleichzeitig wird die indigene Spiritualität auch genutzt, um dem Ethnozentrismus bestimmter liberaler Feminismen entgegenzutreten, die Emanzipation vom Standpunkt des Individuums und einer Rhetorik der Gleichheit aus verstehen.“ (41) Da sie anschließend nicht weiter auf diese „indigene Spiritualität“

eingeht, bleibt den Lesenden verborgen, was der Inhalt sowie die Form dieser als Spiritualität verhandelten Widerstandsformen ist. Somit liest sich diese Aussage als rein positiver Bezug und Anknüpfungspunkt für dekoloniale Wissenschaft – eine allzu eindimensional dargestellte Realität, da mit „indigener Spiritualität“ alles legitimierbar scheint: sowohl beispielsweise ökologische Kämpfe gegen multinationale Waldrodungs- und Bergbauunternehmen also auch patriarchale Praktiken der Kinderehe. Die drei mexikanischen Beispiele aus dem Beitrag zeigen auf, wie (post)koloniale Geschlechterverhältnisse in der kapitalistischen Moderne Mexikos komplex verhandelt werden – dies jedoch ohne Einbettung in die kapitalistische Moderne, ihre Klassenverhältnisse, Kapitalinteressen usw. So zieht Hernández Castillo aus einzelnen Biografien und Forschungserfahrungen dekoloniale Schlussfolgerungen, die nicht unbedingt verallgemeinerbar sind.

In einem *online-Pad-Austausch* gehen *Encarnación Gutiérrez-Rodríguez, Kien Nghi Ha, Jan Hutta, Emily Ngubia Kessé, Mike Laufenberg & Lars Schmitt* der Frage nach „Race, Class and Gender at German Universities: A Round-Table Discussion“ nach (163-190). Neben einigen Allgemeinschauplätzen zum Status Quo der akademischen Landschaft in Deutschland fällt auf, wie Klassismus immer wieder als Analyserahmen für Klasse abgesteckt wird. So schreibt Ha: „In den 1960er Jahren wurden Klassismus und Sexismus zunehmend als grundlegend für die westlichen Universitätssysteme diskutiert und kritisiert.“ (164) Dies stimmt so nicht, denn es war vor allem die Frage von Klassenverhältnissen und damit von Kapitalismus und Imperialismus, welche in den 1960er Jahren für eine sich radikalisierende Studierendenschaft in Westdeutschland relevant wurde. Diese wurde nicht zuletzt von marxistisch organisierten Studierenden aus Ländern wie dem Iran oder dem Kongo politisiert, welche die Verbindungen zwischen der Rolle der damaligen BRD als eines imperialistischen Landes, ihrer aufstrebenden wirtschaftlichen Interessen (vor allem seitens der Waffenindustrie und der neuen Technologien) und ihrer demokratischen Rhetorik in der Welt anprangerte. Aber auch im weiteren Verlauf wird diese Auffassung deutlich, wenn etwa Laufenberg von der „Vermengung von klassenspezifischer Diskriminierung und Rasse“ spricht (179). Die Gleichsetzung von Klasse und Klassenanalyse mit Klassismus führt in seiner Konsequenz zu einer Depolitisierung des Klassenbegriffs, indem Klassenherrschaft zu einer Form der Diskriminierung verkommt – solange wir auch armen Menschen proportional zu ihrer Existenz in der Gesellschaft einen Platz in der Akademie ermöglichen, wäre nach dieser Logik die Diskriminierung aufgehoben. Des Weiteren wird von der deutschen Akademie immer wieder als „weißer Institution“ gesprochen – manchmal noch additiv mit männlich oder Mittelklasse. Hierzu gehört auch die unkritische Benutzung von Begriffen wie „weiße Identität“ (Ngubia Kessé, 166). So wird weniger auf den politischen Charakter der neoliberalen Universität in Deutschland aufmerksam gemacht als primär auf personelle Lücken verwiesen – wie Gutiérrez-Rodríguez es beschreibt: „Der Rassismus an der Universität kann nicht einfach durch die Einstellung von mehr BPoC beseitigt werden, auch wenn dies an sich schon ein großer Erfolg wäre.“ (173) Wer in Deutschland, wo nicht-farbkodierter Rassismus eine lange, auch genozidale, Tradition hat und weiter wütet, laut diesem Runden Tisch zu *Black, People of Color*

gehören soll, wird ebensowenig verhandelt wie die problematische und essenzialisierende Annahme, dass mehr Dozierende mit Rassistmuserfahrung am neoliberalen und regressiven Status Quo der Sozialwissenschaften qua persönlicher Biografie etwas positiv bewirken würden. Der ausschlaggebende Punkt der Inhalte der Lehre verkommt so zu einem Nebenschauplatz.

Elemente der zeitgenössischen freien Jugend- und Erwachsenenbildung finden sich u.a. im Beitrag „Decolonizing Development Studies: Teaching in Zhengistan“ von *Aram Ziai* wieder (243-255). Der Autor reflektiert die Depolitisierung von Entwicklungsfragen durch die umfassende Landschaft an Regierungs- und Nicht-Regierungsorganisationen, welche Entwicklung als ein unpolitisches, technokratisches Phänomen behandeln (246). So zeigt er den Nutzen von Satire im universitären Lernprozess auf, indem er zum Beispiel der Frage nach der Bekämpfung von „extremem Reichtum“ – statt extremer Armut – nachgeht (250). Ziai stellt ein weiteres Gedankenexperiment vor, welches er als mögliche „alternative Geschichte“ anführt (251). So fragt er, was wäre, wenn der chinesische Entdecker Zheng He im frühen 15. Jahrhundert auf Westeuropa gestoßen wäre und fälschlicherweise gedacht hätte, er sei in Äthiopien gelandet. Ziai spielt die gesamte sogenannte „Entdeckung Amerikas“ mit Deutschland als rückständigem Land im Zentrum der Erzählung in vielen Details durch und weist so auf die teilweise komplett skurrile, teils willkürliche Zuschreibung und Zuweisung von Fortschrittsmerkmalen bezüglich unterschiedlichster Gesellschaften hin.

Dekolonisierung ist ein inhaltsloses Schlagwort, wenn Antikolonialismus, Anti-imperialismus und der Kampf gegen dessen Grundlagen, die internationale kapitalistische Produktionsweise nicht oder nicht zentral verhandelt werden. Somit kann jedes Unternehmen sich dekolonisieren, und bald könnte es auch schon Dekolonisierungsbeauftragte der Bundesregierung geben. Umso wichtiger ist es, dass Dekolonisierung in der Akademie an seinem politischen Gehalt gemessen wird und Kämpfe gegen Kolonialismus – ob historisch oder aktuell – in ihrer Vielschichtigkeit verhandelt, analysiert und auch kritisiert werden. Der starke Fokus auf die sozialen Kategorien, die Studierende oder Dozierende an den Universitäten biografisch ankreuzen können, verschleiert diese Fragen und vermindert das Potenzial für gemeinsame Kämpfe für ein menschenwürdigeres Leben und Lernen – an der Universität und vor allem über diese hinaus. Der Sammelband wiederholt leider gängige Fehler der dekolonialen Akademie und verallgemeinert essenzialisierende Kategorien, gegen deren strukturelle Grundlage er eigentlich vorgehen will („indigen“, „weiß“, „BPoC“ etc.). Damit entfernt er sich von einer gesellschaftlichen Relevanz, die Antikolonialismus definitiv aber braucht.

Eleonora Roldán Mendivil

<https://doi.org/10.3224/peripherie.v43i2.15>